

Immanuel Kant (1724 – 1804)

## Grenzen der Erkenntnis

Wo sind die Grenzen der Erkenntnis? – Der Philosoph Immanuel Kant hat sie weit gesteckt. Zu weit für König Friedrich Wilhelm II. Der hatte dem 70-jährigen Königsberger in einer Kabinettsorder „Entstellung und Herabwürdigung mancher Haupt- und Grundlehren der Heiligen Schrift und des Christentums“ vorgeworfen und „bei fortgesetzter Renitenz“ mit „unfehlbar unangenehmen Verfügungen“ gedroht. Erst nach dem Königs hätte Kant seine religionsphilosophischen Vorlesungen wieder aufnehmen können – für gar zu kurze Zeit. 1796 stellte er aus gesundheitlichen Gründen seine lehrende und 1798 auch seine schreibende Tätigkeit ein. Am 12. Februar 1804 starb Kant.

Als Sohn eines Sattlers und einer frommen Mutter am 22. April 1724 zu Königsberg geboren, besucht der Junge vom achten bis zum 16. Lebensjahr das Collegium Fridericianum in seiner Geburtsstadt. Im späteren Studium an der Königsberger Universität wendet er sich der Philosophie und den Naturwissenschaften zu und findet darin einen lebendigen Kontrast zu seinem pietistischen Elternhaus. Mit der Schrift „Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte“ wendet er sich erstmals 1747 an die Öffentlichkeit. Bis 1754 hungert er sich auf verschiedenen Hauslehrerstellen durch, danach erwirbt er den Magistergrad und habilitiert sich 1755 an der Königsberger Universität. Wegen zahlreicher Intrigen erhält er erst 1770 eine Professur für Logik und Metaphysik. Bis dahin bestreitet er seinen Lebensunterhalt durch kleinere Schriften und Vorlesungen sowie durch eine schlecht dotierte Stellung als Unterbibliothekar an der Schlossbibliothek Königsberg.

Seit 1781 seine großen kritischen Werke erscheinen, genießt er Ruhm weit über Deutschland hinaus. Seine Universität liebt er so sehr, dass er Berufungen nach Erlangen, Jena und Halle ausschlägt.

In seiner Inaugural-Dissertation „De mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis“ bezeichnet Kant die Sinnlichkeit als selbständiges Erkenntnisprinzip, das gleichberechtigt neben den Verstand tritt. Raum und Zeit sind keine abstrakten Begriffe mehr, sondern Formen der Sinnlichkeit, die mit der Empfindung korrespondieren. Allerdings bleibt die Sinnlichkeit auf einer niedrigeren Stufe als der Verstand. Denn sie erkennt Dinge nur, wie sie scheinen, während der Verstand Begriffe über Dinge findet, wie sie sind. Auf dieser Unterscheidung baut er sein großes erkenntnistheoretisches System in dem Werk „Kritik der reinen Vernunft“ auf. Kant überhöht das cartesianische „Cogito ergo sum“ in der These: „Der Verstand schöpft seine Gesetze nicht aus der Natur, sondern schreibt sie dieser vor.“

Naturwissenschaft ist für Kant Wissenschaft von der Natur der Dinge, nicht von den Dingen der Natur. Den Begriff Natur benutzt Kant in seiner formalen Bedeutung. Natur bezeichnet das innere Prinzip der Dinge, es ist die „Ableitung des Mannigfaltigen zum Dasein der Dinge Gehörigen“. Der Begriff von Gesetzen, den das Wort Natur in sich birgt, beinhaltet die Notwendigkeiten aller Bestimmungen eines Dinges, die zu seinem Dasein gehören.

Wissenschaft ist systematische Erkenntnis, und ein System ist „ein nach Prinzipien geordnetes Ganzes der Erkenntnis“. Ein wahres System kann nur auf der Basis eines inneren Prinzips errichtet werden. Also ist Naturwissenschaft nur dann Wissenschaft, wenn sie auf der Erkenntnis des inneren Prinzips der Dinge beruht. Wenn die Verknüpfung der Erkenntnis in einem solchen System ein Zusammenhang von Gründen und Folgen ist, kann von rationaler Wissenschaft gesprochen werden.

Kant unterscheidet weiter zwischen eigentlicher und uneigentlicher Wissenschaft. „Eigentliche Wissenschaft kann nur diejenige genannt werden, deren Gewissheit apodiktisch ist.“ Von eigentlicher Naturwissenschaft kann also nur gesprochen werden, wenn ein Teil von ihr rein ist. Dieser reine Teil enthält nämlich die Prinzipien a priori aller übrigen Naturerklärungen. Gesetze, die der Naturwissenschaft zu Grund liegen, müssen also a priori erkannt werden, denn nur diese Erkenntnis gibt apodiktische Gewissheit. Uneigentliche Wissenschaft behandelt demgegenüber ihren Gegenstand gänzlich nach Erfahrungsgesetzen. Solche Erkenntnisse soll man nach Kant als „ein nur uneigentlich so genanntes Wissen“ bezeichnen. Als Beispiel führt er die Chemie an, die „eher systematisch Kunst als Wissenschaft“ heißen sollte. Ihre Prinzipien seien rein empirisch, ihre Gesetze Erfahrungsgesetze, die „kein Bewusstsein ihrer Notwendigkeit“ bei sich führten. Damit seien sie nicht apodiktisch gewiss.

Kant akzeptiert allerdings auch, dass Naturwissenschaft auch empirisch arbeitet. Aber auf diesem Feld komme es auf die Bestimmung an, „was die Vernunft für sich zuleisten vermag, und wo ihr Vermögen anhebt, der Beihülfe der Erfahrungsprinzipien nötig zu haben“. Reine Vernunftkenntnis aus bloßen Begriffen ist reine Philosophie oder Metaphysik, Erkenntnis also ohne Anschauung. Kant betont andererseits: „Anschauung und Begriffe machen also die Elemente aller unserer Erkenntnis aus, so dass weder Begriffe ohne ihnen auf einige Art korrespondierende Anschauung, noch Anschauung ohne Begriffe eine Erkenntnis abgeben können“. Kants Metaphysik ist also reine Vernunftkenntnis aus bloßen Begriffen. Sie ist Erkenntnis von den a priori zu Grunde liegenden Prinzipien der Möglichkeit des Denkens selbst, das heißt: der Kategorien. Erst dann ist es möglich, spezielle Teile der Metaphysik zu untersuchen: die Metaphysik der Sitten und die Metaphysik der Natur. So durchmisst Kant die Möglichkeiten eigener Erkenntnisse im Bereich der Mathematik und der Naturwissenschaft. Am Ende kommt Kant auf diesem Wege zu Gott. Er ist für den Denker „nichts anderes, als ein regulatives Prinzip der Vernunft, alle Verbindung in der Welt so anzusehen, als ob sie aus einer allgenugsamen Ursache entspräche, um darauf die Regel einer systematischen und nach allgemeinen Gesetzen notwendigen Einheit in der Erklärung zu gründen, und ist nicht eine Behauptung einer an sich notwendigen Existenz.“ Gott ist hier also lediglich ein Postulat an der Grenze der reinen Vernunft.

In seinem folgenden Werk, der „Kritik der praktischen Vernunft“, bringt Kant den Gottesbegriff allerdings allerdings auf einer ganz anderen Ebene ins Spiel. In seinem Streben nach Glückseligkeit werde der Mensch durch Neigung und Nötigung getrieben, sagt Kant. Trotzdem sei er – zumindest potenziell – frei und damit zur Tugend fähig. Glückseligkeit und Tugend sind aber einander ausschließende Größen, wie später Friedrich von Schiller ironisch, aber treffend bemerkt:

„Gern dien’ ich dem Freunde, doch tu ich es leider aus Neigung,  
Und so wurmt es mich denn, dass ich nicht tugendhaft bin.  
Da ist kein Weg: Du musst ihn verachten  
Und mit Abscheu dann tun, was die Pflicht dir gebet.“

In der Zerrissenheit zwischen Glückseligkeit und Tugend – sagt Kant – ersehnt sich der Mensch das höchste Gut, nämlich die Einheit zwischen Wollen und Sollen, zwischen Glückseligkeit und Tugend. Diesen letzten Gegensatz kann der Mensch nicht aufheben. Deshalb ist Gott für Kant ein willkommenes Rezept: In ihm kann der Gegensatz als aufgehoben gedacht werden. Insofern Gott nämlich oberste Ursache der Natur ist, muss er auch eine Einheit darstellen zwischen Verstand und Willen, zwischen Glückseligkeit und

Tugend. Dieser Gott hat ebenfalls keinen Personencharakter, aber er hat Attribute. So ist er nach Kant Träger eines schlechterdings guten Willens, er hat Verstand, und er hat Existenz.

Korrespondieren diese beiden Gottesbegriffe als Postulate den beiden großen Systemen der reinen und der praktischen Vernunft, so weiß Kant allerdings auch noch um einen sich offenbarenden Gott. Der allerdings wird auf lange Sicht dem Vernunftglauben weichen müssen, meint Kant – ein Gedanke, der sich schon in Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts“ findet. Am deutlichsten formuliert Schleiermacher diesen Gedanken: „Nicht der hat Religion, der an eine heilige Schrift glaubt, sondern der, welcher keiner Bedarf, und wohl selbst eine machen könnte.“

Nun weiß Kant allerdings in seiner Schrift „Über das Misslingen aller philosophischen Versuche in der Theodizee“ auch von einem Gott zu reden, der über aller „vernünftelnden praktischen Vernunft“ steht und der sich als Macht habende praktische Vernunft erschließt. An anderer Stelle spricht Kant vom Glauben als einem „Machtwort der Moral“ und gesteht damit zu, dass er Gott weder im System der reinen noch der kritischen Vernunft ganz in den Griff bekommt. Der Höhenflug des Geistes hat Kant bescheiden gemacht.

In seiner Schrift „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ fordert er Christen mehr ab als das Für-Wahr-Halten biblischer Geschichten. Sie müssten vielmehr das Ideal des vollkommenen und Gott wohlgefälligen Menschen in der Gestalt Jesu in sich aufnehmen und es verwirklichen. Den „alten Adam“ ruft er zur sittlichen Umkehr auf, und damit sie gelingen könne, fordert er zum Beten auf. Alles Handeln der Menschen müsse so ausgerichtet sein, „als ob es im Dienste Gottes geschehe“. Kant respektiert daneben auch die persönliche Frömmigkeit, und am Ende seines Lebens hat er bekannt, dass er seinen ganz persönlichen Glauben von der Kirchenmusik beflügeln lasse.